

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 16 (1960)
Heft: 2

Rubrik: Dies und das

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Ich werde mir das merken und zu verhindern suchen, daß so etwas in Zukunft nicht wieder vorkommt“, hob Dagobert von neuem an und offenbarte damit nur seinen bemerkenswerten Sinn für Konsequenz. „So etwas ist mir in der Tat noch nicht vorgekommen“, sagte ich. „Auch zu dieser doppelten Verneinung muß ich energisch nein sagen. Du wolltest verhindern, daß so etwas noch einmal vorkommt, und hast es doch nicht verhindern können. Also weg mit dem ‚nicht‘, und das Hindernis auf dem Wege zum richtigen Deutsch ist beseitigt.“ — „Dann ist wohl auch die Inschrift falsch, die ich einmal gelesen habe: ‚Die Spaziergänger werden gewarnt, das eingezäunte Gelände nicht zu betreten?‘“ fragte Dagobert. „Natürlich ist sie falsch. Hier werden ja die Spaziergänger geradezu ermuntert, sich auf dem eingezäunten Gelände zu tummeln. Ich kann nur meine warnende Stimme erheben, um vor dieser Art von Warnungen zu warnen. Auch dieses ‚nicht‘ muß verschwinden, erst dann ist die Warnung sprachlich einwandfrei. Merk dir, Dagobert: Verben wie ‚vermeiden, verhindern, verbieten, warnen, leugnen, abraten‘ tragen die Verneinung bereits in sich; ein ‚nicht‘ oder ‚kein‘ im Nebensatz hebt sie jedoch wieder auf.“

„Nicht unübel“, sagte Dagobert anerkennend und zeigte damit, daß er das Übel immer noch nicht erkannt hatte. „Du hast eine nicht ungewöhnliche Begabung“, erwiderte ich, „stets das Gegenteil von dem zu sagen, was du meinst, und es ist nicht unschwer zu erkennen, daß dies nicht der sprachlichen Klarheit dient. Stimmt’s?“ — „Allerdings.“ — „Nein, es stimmt nicht. Wer von einer ‚nicht ungewöhnlichen Begabung‘ spricht und eine ‚nicht gewöhnliche‘ oder ‚ungewöhnliche Begabung‘ meint, beweist, daß er im Denken nicht gerade begabt ist; eine nicht ungewöhnliche Begabung ist nämlich eine recht gewöhnliche Begabung. Und wer ‚unschwer‘ oder besser ‚nicht schwer‘ also ‚leicht‘ meint, dürfte mit ‚nicht unschwer‘ schwerlich das Richtige getroffen haben. Was sagst du nun?“ — „Nicht unübel“, antwortete Dagobert, und ich nahm diesen Fortschritt nicht ohne Mißfallen — Verzeihung: mit Wohlgefallen oder zumindest nicht mit Mißfallen zur Kenntnis.

Ernst Tormen

Dies und das

Die Lage der Jiddischforschung in Deutschland

In den „Mitteilungen aus dem Arbeitskreis für Jiddistik“ zeigt S. A. Wolf in einem Überblick über die Geschichte der Jiddisch-Kunde, daß dieser Zweig der germanischen Sprachwissenschaft sowohl in der Bundesrepublik wie in Ostdeutschland auf große Schwierigkeiten stößt. Es ist noch nicht gelungen, in Deutschland einen Lehrstuhl für Jiddistik zu eröffnen, obschon dies aus verschiedenen Gründen notwendig wäre. „Daß sie in den USA ein günstiges Arbeitsfeld vorfand, ist mit der Existenz von Lehrstühlen und -aufträgen für Jiddisch an zwei Newyorker Colleges, an der Harvarduniversität und in Cambridge, verbunden. Daß in Osteuropa die Jiddischforschung noch immer oder wieder betrieben wird — wenn auch unter wechselvollen Bedingungen —, mögen wir uns beruhigend durch die Überlieferungen dieses Heimatlandes des Jiddischen erklären. Daß das King’s College der Universität London mit der Germanistik das Jiddische stärkstens berücksichtigt, sollte die deutsche Wissenschaft dagegen etwas beschämen.“ Das finden wir auch.

Der Januar ist der Monat, in dem man keine Post bekommt, weil alle in Frage kommenden Briefschreiber sich an den Neujahrskärtchen ausgesprochen haben und erst wieder Luft und Tinte holen müssen. In Briefkasten findet man darum nur zwei Dinge vor: Mahnungen und Einladungen. Die Mahnungen verstehen sich von selbst, die Einladungen beziehen sich auf die Möglichkeit, schnell, spottbillig und spielend leicht Fremdsprachen zu erlernen. „Auch Sie können Erfolg haben im Leben, auch Sie können Ihre Hemmungen ablegen, auch Sie werden mit dieser Methode im Handumdrehen eine Fremdsprache sprechen...“ Wenn man das liest, kommt man sich spontan wie der letzte Tschumpel vor, und da ist die Einladung ja gerade an der richtigen Adresse.

Wer ein Jahr im Welschland war und dort mit seinem französischen Vokabular nicht über „merci“ und „au réservoir“ hinauskam, weil der Patron ein Ostschweizer war, der kann jetzt in drei Wochen nachholen, was er dort ein Jahr lang versäumte. Ohne Grammatik, ohne Büffeln, ohne orthographische Strapazen fällt einem da die weltmännische Bildung in den Schoß beziehungsweise in den Briefkasten: in drei Wochen Englisch, in drei Wochen Italienisch, in drei Wochen Spanisch — für Chinesisch braucht man zwei Tage mehr. Sollten Sie jemals den Hosenboden auf einer Schulbank abgewetzt haben — vergessen sie den Unfug. Brutale Sadisten, als Lehrer getarnt, haben Sie mit Deklinationen und Konjugationen gequält, angeblich um Ihnen etwas beizubringen, das Sie sich heute mit der Wurst in der Hand und den Pantoffeln an den Füßen im weichen Fauteuil einverleiben können. Sehen Sie, nun haben wir schon etwas gelernt: Fauteuil. Sagen Sie, Foteu und noch ein Lö davor, und sie haben sich ganz korrekt französisch ausgedrückt. So kinderleicht ist das.

Machen Sie einen unverbindlichen Versuch: nach der ersten Lektion sind Sie bereits Autodidakt, und das ist fast noch mehr als Direktor. Ihre Lektionen nehmen Sie mit Vorteil im Schlafzimmer zu sich, weil man dort am besten alle angeborenen Hemmungen ablegen kann; außerdem versichert der Prospekt, daß sie die Fremdsprachen im Traum lernen werden. Und ich bin weit davon entfernt, die Zuverlässigkeit solcher Prognosen anzuzweifeln. Spätestens nach drei Wochen werden Sie einmal träumen, Sie hätten fließend englisch gesprochen! Kommt hinzu, daß Sie ohne weiteres drei, vier Sprachen nebeneinander haben können; wer wollte sich nicht im Schlafzimmer polyglott entwickeln? (A popo: Lö-li heißt: das Bett.)

Diese Wundersprachkurse (man wundert sich über ihre Kühnheit) müssen ein gewaltiger Erfolg sein in unserem fremdenverkehrsreichen Land. Fast täglich... machen wir's gnädig: mindestens zweimal wöchentlich werde ich durch Postwurfsendung aufgefordert, ein Genie zu werden. „Auch Sie werden imstande sein, sich in Ihrer Umgebung Respekt und Autorität zu verschaffen! Machen Sie einen Versuch...“ Tatsächlich ist es mir gelungen, einen Tramkondukteur und einen Marronibrater mit nur fünf russischen Brocken tief zu beeindrucken. Kein Wunder, daß die Postwurflektionen offensichtlich florieren — um es in ein schönes Bild zu bringen: die fremdsprachigen Stilblütler schießen ins Kraut. Wenn die alle ein auskömmliches Einkommen haben (und wer zweifelt daran), dann werden wir mit den afrikanischen Dialekten bald im Säuglingsalter beginnen müssen. Viersprachige Schweiz? Daß ich nicht lache! Wenn das so weiter geht, müssen wir eines Tages eine Sprache erfinden, um noch eine dazulernen zu können. Drei Wochen für eine Sprache — da ist man recht schnell durch Europa und die angrenzenden Gebiete.

Der Schweizer kommt zweisprachig zur Welt, die dritte Sprache saugt er

mit der Muttermilch ein, und Englisch — das kann man einfach. Den Rest bringt dann der Briefträger. Nur eines bringt er nicht (und da wäre vielleicht eine winzigwinzig-kleine Bildungslücke zu schließen, sofern das nicht allzuviele Umstände verursacht): Deutsch.

Schorsch Brunau, „Zürcher Woche“

Wir bitten um Gegenrecht!

Briefe aus *Biel* tragen neuerdings den Stempel „Bienne — ville moderne“. Bekanntlich liegt Biel auf unserer Seite der Sprachgrenze; es hat aber eine Minderheit von französischsprechenden Zuwanderern, die heute rund ein Drittel ausmachen.

Wir bitten nun die Postverwaltung, Briefe aus *Freiburg* für eine Weile mit dem Stempel „Freiburg — eine alte Stadt“ zu versehen. Bekanntlich hat Freiburg eine deutschsprechende Minderheit von 33,2%, — fast lauter Alteingesessene. Ein solcher Stempel hätte auch inhaltlich seine volle Berechtigung, hat doch kürzlich Prof. Linus Birchler von der ETH, der Präsident der Eidgenössischen Kommission für die Erhaltung der Kunstdenkmäler, die Öffentlichkeit zum Schutze der gefährdeten Freiburger Altstadt aufgerufen.

Wer von unsern Lesern unternimmt es, die Bitte um Gegenrecht durch einen Brief an die Postverwaltung zu unterstützen? S. E.

Die Managerkrankheit

Aus dem städtischen Krankenhaus Deppenhausen

Leitender Arzt: Professor Dr. Wichtig

Von Dr. habil. Archibald-Angeber

Unter dem Slogan: „Managerkrankheit“ verstehen wir den Trend zu einem Shunt, oft auch zu einem Double-shunt der beiden Regulationspartner Vagus und Sympathikus. In einem Team-work unserer Klinik wurde festgestellt, daß als Ursache dieser Störung ein Stress anzusehen ist, insbesondere der Run nach Public-relation. Andere Stressoren sind der Struggle of live und last not least der Job, dauernd up to date zu sein. Man möchte nicht gern zum Fall out der Gesellschaft gehören. Die Sucht, to make money um jeden Preis, ohne sich um fair play zu kümmern, verhindert bei vielen die Clearance der Einsicht und führt zu einem geistigen Dumping-syndrom. Es fehlt den Menschen heute das Hobby am Weekend. Es fehlt ihnen der Trend zum entspannenden Round-table-Gespräch mit fröhlichen Stories am Abend. Die Folgen sind die waves und stikes oben, das Fear-tension-Syndrom in der Mitte und die Burning-feet unten. Die Ansicht, daß die Back-ground radiation dabei eine ätiologische Rolle spiele, wie es ein anderes Team von Forschern annimmt, teilen wir nicht. Wohl aber gelang es uns, bei einigen Patientinnen, die uns im Punch-drunk teilweise sogar im Groggy-Zustand gebracht wurden, nach Entfernung ihres Make-up einen Spider-naevus in cerebro röntgenologisch festzustellen. Sie wären ohne rechtzeitige Hilfe im Boom unserer Wunderwirtschaft k. o. geworden. In der Therapie der Managerkrankheit ist die Rettung wie immer aus den USA gekommen. Nach der Methode von *Smithers* wird der Herzmuskel mit radioaktiven Gold-seeds gespickt, die Wirbelsäule mit Knochenchips gefestigt und zum Schluß ein Leber-Cocktail gegeben.

That is allerhand! Not? But the Yankees make all. Once they have to a man with a little dachshade the hirn total enucleart. Have you words! After he got a good statesman! Yes there stountste! We Germans can not

make such great springs! We can us make thin! We can line pull! There ist nothing to make!

Was der Scherz soll? Sämtliche Amerikanismen des ersten Absatzes sind nur wenigen Nummern einer deutschen ärztlichen Zeitschrift entnommen. Haben wir so wenig Ehrfurcht vor der Sprache *Goethes*, daß wir sie mit fremden, kaum zu verdauenden Brocken vermischen? Oder meinen wir, wir seien „gebildeter“, wenn wir von Job und Run sprechen? Ich glaube, das Gegenteil ist der Fall. Ich fürchte, Kollegen, daß gebildete Amerikaner über uns lächeln.

Dr. R. Luft, „Ärzte-Zeitung“

Klare Worte des elsässischen „Volksfreundes“

Der unterelsässische Generalrat hat in der letzten Session erneut zur ungelösten Sprachenfrage im Elsaß Stellung genommen (er tut es regelmäßig seit *12 Jahren*, sagte H. Meck). Er verlangt vier deutsche Schulstunden in den 4 letzten Schuljahren, also bedeutend weniger, als uns das *Règlement Poincaré-Pfister 1927* zubilligte.

In der Nummer vom 31. Mai 1959 beschäftigt sich der „Ami du Peuple“ („Der Volksfreund“), der wöchentlich in einer Auflage von über 100 000 Exemplaren erscheint, mit dem Wunschantrag des Generalrats in einer Stellungnahme, die an Klarheit nichts zu wünschen übrig läßt. Es heißt in der genannten Wochenzeitung, die in den Wahlzeiten für das MRP Propaganda macht:

„Ein weiterer Antrag des Generalrats beschäftigt sich mit der leidigen Frage des Deutschunterrichts. *Auch diesem* müssen wir Undeutlichkeit und Mangel eines festen, *bestimmten Zieles* vorwerfen.

Der Antrag begnügt sich nämlich damit, an die Versprechungen der verschiedenen Unterrichtsminister zu erinnern; danach soll der Deutschunterricht obligatorisch werden (mit Dispensmöglichkeit selbstverständlich), er soll am *Certificat d'Etudes* als Prüfungsfach gelten, seine Dauer soll auf vier Stunden in der Woche während der letzten 4 Schuljahre erhöht werden. Schulbücher sollen beschafft und die Schulbibliotheken mit Werken guter deutscher Autoren ausgestattet werden. Man protestiert gegen die Verzögerung dieser Reform und verlangt, daß sie nun endlich verwirklicht werde. Recht so! Damit wäre immerhin ein kleiner Fortschritt gemacht.

Leider hat *man auch hier das Problem falsch angefaßt*. Man hat das übrigens von Anfang an getan, als man sich von der mehr oder weniger deutlich geäußerten Voraussetzung leiten ließ, *unsere Muttersprache sei Französisch und Deutsch eine Fremdsprache*. Damit hat man sich die Krawatte um den Bauch gebunden anstatt um den Hals. Man mag nun so hoch wie das Münster springen, über den eigenen Schatten springt man nicht hinweg. *Unsere Muttersprache ist der elsässische Dialekt, und die dazugehörige Hochsprache oder Schriftsprache heißt Deutsch. Dagegen ist Französisch uns regelrecht eine Fremdsprache*. Das sind nun einmal Tatsachen, die auch der sturste Chauvinismus nicht aus der Welt zu schaffen vermag. Diese Tatsachen feststellen und ihnen Rechnung tragen *ist Sache des gesunden Menschenverstandes und hat mit politischer Einstellung nichts zu tun*. In andern Ländern — *siehe die Schweiz! siehe Belgien! siehe Kanada!* — hat man schon lange begriffen, daß die Sprachenfrage keine politische Frage ist, deshalb hat man dort auch keine solchen Scherereien damit.

Dazu kommt noch eine andere Tatsache, die ebenso wenig wegzuleugnen ist, nämlich *der erste Grundsatz jeder vernünftigen Pädagogik, wonach jeglicher Unterricht vom Bekannten zum Unbekannten fortschreiten muß*. Auch der berühmte französische Philosoph Descartes hielt sich daran. In Frankreich

hält man zwar sehr viel auf Descartes, hier im Elsaß scheint er aber nicht hoch im Kurse zu stehen.

Was ist nun aus diesen Tatsachen zu schließen? — *Erstens einmal, daß es widernatürlich und also unsinnig ist, mit den Zöglingen der Kleinkinderschulen nur französisch zu sprechen.* Deshalb verlangen wir, daß dort der elsässische Dialekt angewendet werde.

Zum zweiten, daß es widernatürlich und also unsinnig ist, den Sprachunterricht mit einer Fremdsprache zu beginnen. Deshalb verlangen wir, daß Deutsch vom ersten Schuljahr an gelehrt werde, und zwar nach einer Methode, die den elsässischen Dialekt als Hilfsmittel heranzieht. Sobald die grammatikalischen Grundbegriffe sitzen, soll dann mit dem Unterricht in Französisch begonnen werden, und zwar nach einer Methode, wie sie für das Erlernen von Fremdsprachen geeignet ist, das heißt, unter Zuhilfenahme der elsässischen Muttersprache und der bereits angeeigneten Kenntnisse in Deutsch. Dieser Unterricht in der französischen Sprache wäre selbstredend obligatorisch ohne Dispensmöglichkeit.

Das ist unseres Erachtens die einzig richtige Weise, in der das Sprachproblem zu lösen wäre. *Ob man jemals die nötige Vernunft aufbringen wird, um darauf einzugehen? Ob man jemals die nationalistischen Leidenschaften vergessen und das Problem entpolitisieren wird?* Diese Fragen müssen leider offen bleiben.

Man macht sich — mit vollem Recht — lustig über den *Uniformwahn totalitärer Staatsgebilde.* Bei uns ist jeder frei, sich seinen Kittel und seine Mütze nach eigenem Geschmack zurechtschneiden zu lassen, vorausgesetzt, daß er nichts dagegen hat, wenn sein Geist in die patentierte Einheitsuniform gesteckt wird. *Solange dieser Unfug nicht aufhört, wird es uns schwer fallen, an die Echtheit unserer Demokratie zu glauben.* „Voix d'Alsace“

„Der schnellste Düsenjäger aller Zeiten“

Unsere Zeit erstickt fast an Rekorden und Superlativen. Die Superlativsucht entläßt sich sprachlich in Steigerungssorgien, die den Superlativ oder Rekord an Dummheit darstellen: „Der schnellste Düsenjäger aller Zeiten.“ Als ob schon Hannibal die Stadt Rom mit Düsenjägern angegriffen hätte. „Das schnellste Passagierschiff, das seit der Entdeckung Amerikas den Ozean überquert hat.“ Als ob des Christoph Columbus Segler mit den neuesten Motorschiffen verglichen werden könnten! *E. Nägeli*

Kürze — Würze?

Am Anfang war das Wort. Dann kamen die Abkürzungen, und zuerst hatte das noch Stil und Sinn. Wenn sich zum Beispiel Firmen mit lapidaren Abkürzungen Weltruf erworben, wie die „Hapag“, die AEG

oder die Ufa. Hierbei lag in der Kürze noch eine gewisse sprachliche Würze.

Auch daß so lange Bezeichnungen wie Zoologischer Garten in vielen Städten einfach zum „Zoo“ wurden, ist verständlich. Aber allmählich ist das Abkürzen zur Manie geworden, aus noch entschuldbarer Bequemlichkeit wurde reine Faulheit. Als ob wir nicht die Zeit hätten, statt „Uni“ Universität zu sagen! Merkwürdigerweise bleiben einige wirkliche lange Namen von der Abkürzungswut verschont: Der Botanische Garten ist zum Glück noch nicht zum „Bo-Ga“ geworden, das Aquarium noch nicht zum „Aquar“, das Stipendium noch nicht zum „Stipdi“. Tabu sind bislang auch die Titel Bundespräsident und Bundeskanzler geblieben, obwohl natürlich auch der „Buprä“ und der „Buka“ verlockend wären, zumal es tatsächlich schon lange einen „Vi-Po-Prä“ gibt, den Vizepolizeipräsidenten!

Als ich neulich las, daß zwei Jabos verschwunden seien, glaubte ich allen Ernstes, es handle sich tatsächlich um „Jabots“, das ist ein Fremdwort für eine bestimmte Kragenart. Ich mußte mich belehren lassen, daß es sich um Flugzeuge, um Jagdbomber, handelte. Jagdbomber fliegen offenbar so schnell, daß ihre Namen nur abgekürzt genannt werden können.

Diesem sprachlichen Geschwindigkeitsfimmel sollte wirklich einmal Halt geboten werden. Aus unserem Kurfürstendamm hat man ja auch den „Ku-Damm“ gemacht. Fremde, die sich berlinfreundlich zeigen wollen, schreiben dann wohl auch noch „Kuh-Damm“, weil sie glauben, daß da früher mal die Kühe von den Weiden in die Ställe getrieben wurden. Und die schöne Königsallee in Düsseldorf hat man schon lange zur „Kö“ entwürdigt, was ich meinen Landsleuten sehr verüble, denn die Rheinländer sind doch sonst so gemütlich!

Dr. G. O., „Telegraf“

Dinge gehen vor im Mond...

Wo es um die Liebe geht, werden der sprachlichen Fantasie Tür und Tor geöffnet. So verwundert es nicht, wenn die Verfasserin eines Liebesromanes folgenden Geistesblitz mit der Feder festhielt: „Aus der Tiefe seines Kissens kam *eine unrasierte Stimme*“. Da hatte die frischgebackene Braut recht, wenn sie ihrem Bräutigam den Rücken zuwandte.

„Dinge gehen vor im Mond, die das Kalb selbst nicht gewohnt“, würde Morgenstern hier sagen.

Zweisprachigkeit

In einem Aufsatz über den Beruf des Dolmetschers schreibt Dr. P. Bänziger („Die Tat“, 5.3.60):

„Die sogenannte Zweisprachigkeit ist nur dann von Vorteil, wenn in beiden Sprachen intensiv gearbeitet wird, so daß beide wie eine Muttersprache

beherrscht werden. Ist dies nicht der Fall, so wirkt sich Zwei- und Mehrsprachigkeit eher nachteilig aus, da dann keine Basis vorhanden ist, auf der sich Sprach- und Stilgefühl entwickeln können.“ h.

Nicht doch!

In Josef Müller-Mareins sehr gescheitem Buch „Die Bürger und ihr General“ — über de Gaulle und die Franzosen — (Nannen-Verlag, Hamburg, 1959) finden sich folgende Sätze:

„... (sie) wollten mich nicht fortlassen, ehe ich — drei Häuser weiter — ihren Nachbarn *nicht* gesehen hatte.“

„... und ehe wir *nicht* angekommen waren, verriet er nichts von seiner Überraschung...“.

Das berühmte falsche „nicht“ nach „ehe“! Es ist im Deutschen falsch, weil überflüssig, nach dem Geist unserer Sprache unlogisch. Müller-Marein scheint es in Paris aufgelesen und angenommen zu haben, wo er sich oft und lange aufgehalten hat. Zum Glück hat er von dort auch Besseres mitgebracht, nämlich sehr gute Erkenntnisse über französisches Wesen. h.

Die SEVA-Lotterie und die deutsche Sprache

(Nach der Melodie des bekannten Soldatenliedes „Die Nacht ist ohne Ende...“):

Sie schreibt es ohne Ende:

„etc.“¹ und „à“;

sie kennt kein „usw.“², kein „zu“, die SE-E-VA!

A, à, à, à, à,

etsettera-a,

à, à, à, à-à,

etsettera.

¹ sprich etsettera, ² und so weiter. Gemeint sind natürlich die Plakate der Berner SEVA-Lotterie, vor allem jene, die vor den Verkaufsstellen ausgehängt werden (Liste der in Aussicht

stehenden Gewinne). Es dürfte niemand auf den Gedanken verfallen, in französischem Text „zu“ und „usw.“ zu schreiben. In deutschsprachigen Plakaten und Anzeigen sind aber „à“ und „etc.“ ebenso störend. h.

Ortsnamen und Bildung

Prof. Aug. Viatte (ein Nordjurassier, Professor an der ETH, dazu Vorstandsmitglied der „Alliance Française“ in Zürich und Obmann des leitenden Ausschusses von „Culture française“) hat in der Pariser Monatsschrift „Vie et langage“ (Leben und Sprache) Nr. 94, Januar 1960, einen Aufsatz veröffentlicht, worin er die im Titel („Doit-on franciser les noms propres?“) gestellte Frage beantwortet, ob Eigennamen französisch wiedergegeben werden sollen. Seine Ausführungen können auch für uns Deutschschweizer wegweisend sein; man braucht in Viattes Ausführungen nur „deutsch“ für „französisch“ einzusetzen. — Der Verfasser fragt sich, ob es sich bei der Sucht, fremde Namen statt der eigenen zu gebrauchen, um einen „sprachlichen Malthusianismus“ handle oder einfach um die Geckenhaftigkeit und Wichtigtuerei von Halbgebildeten, die mit

ihren frisch erworbenen sprachlichen und erdkundlichen Kenntnissen auftrumpfen wollen. Ihnen ruft er zu: „Achtung, es zeugt keineswegs von Bildung, sondern vom Gegenteil, der Unwissenheit, wenn man die französischen Entsprechungen fremder Wörter nicht kennt.“ Und am Schluß führt er aus: „Aber diese fremden Sprachen zu kennen heißt für uns auch die französische Übersetzung kennen, ob es sich nun um Eigennamen oder um gewöhnliche Ausdrücke handle. Sich in der Geografie auskennen, bedeutet — für uns Französischsprachige — auch zu wissen, wie die beschriebenen Orte auf französisch heißen — trotz allen sogenannten Fachleuten, die in kindlichem Stolz auf ihre Kenntnisse selbst entlegener Sprachen alles übrige vergessen: die Erdkunde, die eigene Sprache und sogar den einfachen Begriff der Übersetzung.“

Viatte gibt in seiner Abhandlung auch eine Liste französischer Namen für 22 deutschschweizerische Ortschaften, die mehr oder weniger nahe an der Sprachgrenze liegen. Für uns geziemt es sich, hier wieder einmal auf Steigers „Ortsnamenbüchlein“ hinzuweisen, das zum Preis von 1,50 Franken bei der Geschäftsstelle bezogen werden kann. h.

Briefkasten

Großgeschriebene Infinitive

Ihre Tochter soll möglichst rasch stenografieren und maschinenschreiben lernen. Das wird ihr leicht fallen, denn Stenografieren und Maschinenschreiben bereiten ihr ja Freude. — Warum schreibt man die Infinitive (Nenn-, Grundformen) im ersten Satz klein, im zweiten dagegen groß?

Antwort: Wir schreiben — von Sonderfällen abgesehen — das Verb klein.

Welches sind die Sonderfälle? Wenn wir Infinitive als Hauptwörter verwenden. Eine substantivierte Grundform hat dann sämtliche Kennzeichen, die ein Substantiv hat: a) ein Geschlechtswort (z. B.: Da herrscht ein Kommen und Gehen. Mir macht das Rechnen Mühe.) Groß sind auch jene Infinitive zu schreiben, wo der Artikel hinzugedacht werden kann. (Beispiele: Geben ist seliger denn Nehmen. Sprechen und Schreiben gehören